

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 19 (1870)

Artikel: Gen.-Lieut. Hahn's Memoiren über seine Betheiligung am griechischen Freiheitskampfe aus den Jahren 1825-28
Autor: Ludwig, Gottfried
Kapitel: Biographisches Vorwort
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gen.-Lieut. Hahn's Memoiren

über
seine Betheiligung am griechischen Freiheitskampfe
aus den Jahren 1825—28.

(Mit einem biographischen Vor- und Nachworte von dem Herausgeber.)

Gerne hätte ich dem Leser obigen, ziemlich langathmigen Titel erspart. Allein, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, konnte es nicht wohl anders geschehen. Denn nicht nur bilden Hahn's Memoiren das Meiste, Beste und Anziehendste des nachfolgenden Aufsatzes, sondern eine eigentliche Biographie unseres tapferen Philhellenen zu geben, dürfte, da kein Kampfgenosse unter uns verweilt, nur demjenigen gelingen, welcher Gelegenheit fände, sei es zu Athen oder zu München, mit alten Waffengefährten und Bekannten Hahn's einen längeren und vertrauten Umgang zu pflegen.

Hahn hat nämlich außer den Aufzeichnungen aus den Jahren 1825—28 durchaus nichts hinterlassen, das zu einem Lebensbilde verwendet werden könnte. Selbst seine zahlreichen Briefe an seine Verwandten und Freunde in der Heimath enthalten meist nur Familienangelegenheiten oder vertrauliche Mittheilungen, die mit seinem öffentlichen Charakter in keinerlei Beziehungen stehen. Dazu kommt

noch, daß Hahn, überhaupt mehr schweigsam und zurückhaltend, in den letzten Jahren über sein geschwächtes und ihm untreu gewordenes Gedächtniß so sehr zu klagen hatte, daß er es vorzog, in detaillirte Berichterstattungen nicht einzugehen; ja, daß er es sich nicht mehr getraute, einen Bogen seiner Darstellung, der unglücklicherweise verloren gegangen war, wieder zu ergänzen. Endlich hat Hahn, der vorwiegend — ich darf wohl sagen fast ausschließlich — Militär gewesen, auf die politische Gestaltung Griechenlands meist nur in einzelnen, besonders erregten Augenblicken miteingewirkt und so seinen Namen in die Zeitgeschichte nur seltener verflochten.

Generallieutenant Emanuel Hahn war der Sprößling einer altbernischen und sehr geachteten Familie. Sein Vater Jakob Emanuel Hahn war ein Mann von angenehmem Aeußern, von tüchtiger Bildung und ein sehr beliebter Gesellschafter. Das Jahr 1798, für Bern so verhängnißvollen Andenkens, war in gewisser Hinsicht für Vater Hahn weniger unheilbringend gewesen. Denn große Lieferungen, die er als Handelsmann für die französische Armee zu besorgen hatte, förderten seinen Wohlstand. Am 9. Dezember 1799 verehelichte er sich mit Jungfrau Maria Eggimann, des Herrn Pfarrers zu Amsoldingen Tochter, und bald darauf kaufte er das herrschaftliche Gut in dem $\frac{3}{4}$ Stunden von Bern gelegenen, freundlichen und fruchtbaren Ostermundigen. Hier erblickte unser Emanuel anfangs October 1800 (getauft den 20. Oct. 1800) das Licht der Welt. Noch fünf andere Geschwister folgten ihm nach, deren jüngstes: Karl Jakob (geb. 1807) noch jetzt die Stelle eines Forstmeisters in Oestreich bekleidet.

Der kleine Emanuel war ein ganz allerliebster Knabe und so recht dazu angethan, um in seinem vierten Jahre

von der sinnigen Mutter einst dem aus der Stadt heimgekehrten Vater, als ein hinter Blumen versteckter, moderner Cupido vorgestellt zu werden. Doch das Glück im Elternhause sollte ihm nicht lange lächeln. Die allzugroße Gastlichkeit, die auf der Herrschaft zu Oftermundigen ausgeübt wurde, bedeutende bauliche Unternehmungen und sonst unglückliche Spekulationen übten einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Vermögensverhältnisse der Hahn'schen Familie aus. Ja, der Vater Hahn verfiel darob in Schwermuth, mußte von den Seinen getrennt werden und starb kurz darauf im Pfarrhause zu Neueneck. Jetzt ward das Gut verkauft und die junge Wittfrau ging mit ihren sechs unerzogenen Kindern einer schweren Prüfungs- und Leidenszeit entgegen. Aber wie so häufig, so wurde auch hier durch die Hitze der Trübsal manch eine edle Frucht zur Reife gebracht, die sonst wohl sich nicht entwickelt hätte. Frau Hahn, die bisher von Vielen als eine herrische und hochfahrende Frau betrachtet wurde, bewies von da an eine Treue und Hingebung für ihre Kinder, die zu verdanken und zu erheben der General noch kurz vor seinem Lebensende nicht Worte genug finden konnte. Auch für unsern Emanuel selbst gereichte dieses Wetter, das über die sorglose Familie hereinbrach, sicherlich nur zur Läuterung und Förderung. Des Vermögens beraubt, sah er sich auf sich selbst angewiesen und gleichsam berufen und verpflichtet, durch seine Tüchtigkeit den verblichenen Glanz seines Hauses wieder herzustellen. Dieser furchtbare Schlag mochte auch hauptsächlich mit den Grund gelegt haben zu seiner ernsteren Auffassung des Lebens, wie zu jenem unerschütterlichen Gottvertrauen, das ihn bis zum Tode nie verließ. Ja, man kann wohl sagen, daß ohne diese Schicksalswendung Emanuel Hahn schwerlich jemals zu solcher Aus-

zeichnung gelangt und eine so hervorragende Zierde seiner Vaterstadt geworden wäre.

Uebrigens war die Wittwe mit ihren Kindern nicht so ganz verlassen und hülflos. Von Seiten der Verwandtschaft fehlte es, trotz der damaligen schweren Zeiten, nicht an Beistand mit gutem Rath und kräftiger That. Ganz besonders war es ein Schwager von Frau Hahn, der sich ihr und der Ihrigen mit großer Treue annahm. Auch unsere burgerlichen Einrichtungen erwiesen sich, wie belächelt und angefeindet in der Neuzeit, von großem Segen. Der Wittwen und Waisen sich väterlichst und großmüthigst anzunehmen, galt von altersher als eine der vornehmsten Aufgaben, die sich die Burger Berns in Bezug auf ihren inneren Haushalt gestellt hatten. Demnach suchte nun die Gesellschaft zu Schmieden, bei der die Hahn zunftgenössig sind, für die unglückliche Familie nach Kräften zu sorgen. Der Wittwe gab man in einem Herrn von Dugspurger einen Vertrauensmann bei, an den sie sich in allen Angelegenheiten wenden konnte. Für die Kinder wurde das Zweckmäßigste angeordnet und unser Emanuel in's städtische Waisenhaus untergebracht.

Das bernische Waisenhaus war, namentlich seitdem der Große Haller ihm seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, ähnlichen Anstalten anderer Städte weit vorangeschritten. Die Böglinge wurden in Bezug auf Kleidung, Nahrung und Unterricht nicht nur auf das Allernothwendigste und Dürftigste angewiesen, sondern hatten sich einer für die damaligen Verhältnisse ganz vorzüglichen Pflege zu erfreuen. Muß doch ein Chronist vom Jahr 1794, der freilich von Haller's Geist nicht viel geerbt zu haben schien, klagen: „daß die Waisenfinder in Bern für ihren künftigen Stand zu gut, oder wenn man lieber will, zu mühselig gebildete,

so wie zu sorgfältig genährt und gepflegt werden," woraus der Chronist dann die höchst nachtheilige Folge erwachsen sieht, „daß die Waisenfinder sich über ihren Stand erheben und lauter Künstler, oder Gelehrte, oder Schreiber in den Collegiis und auf dem Lande, nicht aber Handwerker werden wollen.“ *)

Trotzdem würde man sich ganz irrige Vorstellungen machen, wenn man das Waisenhaus, in das unser Hahn eintrat, mit demjenigen von 1869 auf ein und dieselbe Linie stellen wollte. Dazumal sah es mehr einer Kadettenchule ähnlich, denn einer bürgerlichen Anstalt. Ein militärischer Geist durchwehte das Haus und machte sich nicht nur in den mit Vorliebe betriebenen Waffenübungen, sondern bis hinein in die Disziplin und die formelle Seite des Unterrichtes bemerkbar. Jeden Morgen Appell, und wehe demjenigen, der vor dem alldurchdringenden Blick des imposanten und gestrengen Herrn Waisenvaters mit einem Knopf zu wenig an der Uniform erschien. Zur Zeit der Hauswasche mußten die Schüler des Nachts Wachtdienst halten, damit nichts von dem nassen Zeug, das man im Freien hängen ließ, entwendet werde. **) — War der Vorsteher mit seinen Hülfslehrern abwesend, so wurden die sechs ältesten Zöglinge mit der Aufsicht betraut und erhielten zur Handhabung der Zucht eine fast diktatorische Gewalt.

*) Siehe Beschreibung der Stadt und Republik Bern 1794, S. 32 und 33.

**) Vergleiche die anziehenden Schilderungen in Friedr. Zug: „Der Gottesgelehrte Joh. Ludwig Samuel Zug.“ S. 5 u. f. f.

Solch ein strammes Regiment mußte natürlich für unser mehr zartes und weiches Mutttersöhnchen zu einer harten, aber sicherlich höchst heilsamen Schule werden. Hahn erstarkte in dieser etwas rauheren Luft zusehends und der feine Knabe, der sich durch sein höfliches und liebenswürdiges Benehmen vortheilhaft vor vielen Uebrigen auszeichnete, gedieh mehr und mehr zu einem nach Leib und Seele kräftigen Jünglinge. Zwar that sich Hahn weder durch große wissenschaftliche Begabungen und Leistungen hervor, noch etwa durch besondere körperliche Gewandtheit und Tüchtigkeit. Er schrieb eine zierliche Handschrift, war ein ordentlicher Turner und brachte es, wenn ich recht berichtet bin, im Schülerkorps bis zum Fähdrich. Aber die Liebe seiner Kommilitonen und Lehrer mußte er sich bald und dauernd zu erwerben. Dazu bewies er auch schon frühe, daß das Herz ihm am rechten Flecke saße und ein edles Selbstgefühl ihn erfülle. Als nämlich einst ein Lehrer, der eben nicht sehr reglementarisch nach den Knaben durch ein Mundrohr zu werfen pflegte, auf diese Weise unserem Hahn einen seiner schönen Schneidezähne zertrümmert hatte, so rächte sich Hahn nicht etwa durch kleinliche Angeberei, wies aber des Lehrers Anerbieten, ihn mit einem Pfunde Kirschchen abfinden zu wollen, stolz von sich. Hahn lernte im Waisenhaus Zucht und Ordnung, einen unbedingten Gehorsam, Verträglichkeit und jenen kühnen Jugendsinn, der vor Entbehrungen und Beschwerden nicht nur nicht zurückbebt, vielmehr in ihrer Ertragung etwas Hohes und Rühmliches erblickt. Im Waisenhaus wurde Hahn für sein ganzes zukünftiges Leben gestählt, zum ächten Soldaten nicht nur zugerichtet, sondern wohl auch in ihm, wie in so manchem Andern eine unwiderstehliche Lust zum Waffenhandwerk geweckt.

Obwohl schon bald sechszehn Jahre alt, trat er nun über in's sogenannte „untere Gymnasium“; denn nach dem ausdrücklichen Wunsche der Mutter sollte er studiren und einst, wie sein Großvater Eggimann, ein wohllehrwürdiger Pfarrherr abgeben. Allein da wollte es nun erst nicht recht vorwärts gehen. Die lateinischen und griechischen Regeln brachte er schlechterdings nicht in seinen Kopf und sah sich fort und fort, trotz aller Anstrengungen, von weit jüngern Mitschülern überflügelt. Dazu stand er unter einem Lehrer, der von pädagogischer Einsicht, von erzieherischer Weisheit und Liebe keine Spur besaß; dem ein grammatikalischer Schnitzer als etwas viel Strafbarerers vorkam, als alle Lügen und Tücken, und der es darum gewissermaßen für seine Pflicht erachtete, Tag für Tag den armen Hahn zur Zielscheibe seines Spottes und seines Tadel's zu machen. Kein Wunder, daß unserm Hahn die Lust zum Studium bald verging und daß er von dem Herrn Konrektor bei seinem Austritt aus der Anstalt das prächtige Zeugniß mit auf seinen Lebensweg erhielt: „Dieser traurige Jüngling berechtigt zu keinen guten Erwartungen.“ Kein Wunder auch, daß Hahn noch im Jahre 1865 mir von jener Epoche schreiben konnte: „Die nachlässige und rohe Behandlung meiner Lehrer empörte mich manchmal, so daß meine Zeugnisse nicht eben brillant waren.“ Seinen empörten Gefühlen gab Hahn zuweilen auch auf eine Art Raum, durch die er sich die Gunst der Lehrer jedenfalls nicht zuziehen konnte. So wurde er einst ganz ungerechterweise eines Fehltrittes bezüchtigt und sollte der Strafe aus des Lehrers Hand sich unterwerfen. Aber Hahn war anderer Meinung. Er protestirte feierlich, vertheidigte seine Unschuld und erklärte ganz entschieden, daß er für Niemanden gut stehe, der es

wagen sollte, ihm zu nahe zu treten. Vermögen wir auch eine solche Handlungsweise eines Schülers seinem Lehrer gegenüber durchaus nicht zu billigen, so liegt in ihr doch unverkennbar etwas Männliches, Kühnes, das den künftigen Helden verräth.

Aber nun frug es sich, was aus dem Knaben werden sollte. Zum Studiren taugte er nicht, so wird es denn doch mit dem Handwerk gehen — so dachten diejenigen, die über Hahn's Zukunft zu entscheiden hatten. Und gleich ging man zu einem Bäckermeister, Namens Hartmann, der als ein fleißiger und geschickter Berufsmann und guter Bürger bekannt war, und schloß mit ihm in allen Formen Rechtsens einen Vertrag ab, laut welchem er den Emanuel Hahn in die Lehre zu nehmen versprach. Nachdem Alles abgemacht war, wurde auch der junge Gymnasiast hievon in Kenntniß gesetzt. Wozu auch mit einem Buben lange herumrathen? Die haben zu gehorchen und nicht d'rein zu reden! So hieß es damals. In unsern Tagen freilich ist man wohl schon bei dem entgegengesetzten Pol angelangt. Da hat man Beispiele, daß so ein Bürschchen seinen Eltern haarscharf vordiktirt, wie es es haben wolle und daß die guten Eltern nichts Besseres wissen, als dem kleinen Despoten sofort sich unterzuordnen. Wie das aber unser Emanuel Hahn vernimmt, so ist ihm, als ob ein Blitz aus heiterem Himmel auf ihn niederschläge. Er, der eher etwas hochstrebende und mit großen Plänen sich tragende Jüngling soll nun verdammt sein, Teig zu kneten, in den glühenden Backofen zu glozen und mit Leuten zu verkehren, die er in jugendlichem Uebermuth natürlich als weit, weit unter ihm stehend betrachtete. Das durfte nicht sein. Das konnte nicht sein! Und doch mußte es sein, und all sein Sträuben blieb rein vergeblich. Eine Schule

der Demüthigungen und der Leiden hatte nun für ihn begonnen, die zwar seinem Fleische sehr hart ankam, in die er aber von dem Lenker aller Schicksale sicherlich nicht umsonst gesendet wurde. Derjenige, der berufen war, einst über Viele zu befehlen, sollte vorher selbst im Gehorsam geübet werden und im Stande der Erniedrigung das sich aneignen, was ihn hernach zu hohen Ehrenstellen befähigen konnte. Auch an einem Hahn sollte sich somit das Wort erwahren: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“

Am 19. September 1820 hatten Hahn's Lehrlingsjahre ihr Ende erreicht und es folgte nun für ihn die schönere, freiere Zeit eines wechselvollen Wanderlebens zuerst nach Genf, dann nach Frankreich und Deutschland, während welcher Hahn's geistiger Horizont sich weitete und ihm, der mit Leuten aus hohem und niedrigem Stande in Berührung kam, Gelegenheit geboten ward, einen reichen Schatz von Menschenkenntniß sich anzusammeln und seinem Benehmen jene Selbstständigkeit und Sicherheit zu geben, die nur derjenige sich aneignen kann, der sich hinauswagt auf die hohe See des Weltverkehrs. Gerne hätte ich aus dieser Periode, der es gewißlich nicht an Erlebnissen mannigfaltigster Art fehlt, einige interessante Züge mitgetheilt. Allein die einzige vorhandene Quelle, der Mund eines noch lebenden Reisegefährten, blieb mir, trotz aller Bemühungen, beharrlich verschlossen. Charakteristisch ist jener Zwischenfall auf einer Rheinfahrt, da dem lustigen Handwerksburschen seine goldene Repetiruhr, das Erbstück seines sel. Vaters, durch eine unvorsichtige Bewegung in den Strom gleitete. Hahn war untröstlich über diesen Verlust und weinte wie ein Kind. Die Passagiere veranstalteten nun eine Kollekte, um durch eine Geldsumme,

wie sie hofften, den Betrübten wieder froh zu machen. Hahn dankte verbindlich für die ihm gewordene Aufmerksamkeit, verbat sich aber auf das Bestimmteste das Geschenk, indem ja doch kein Gold der Welt das ihm ersetzen könne, was er so eben verloren habe. Die Passagiere waren sichtlich erstaunt über diesen eigenthümlichen Handwerksburschen und Mancher, der vorher mitleidig auf ihn geblickt, drückte ihm jetzt warm die Hand.

So schön und süß das Wanderleben, so furchtbar war für ihn der Gedanke, nun wieder heimkehren und mitten unter seinen früheren Schulkameraden einem Berufe obliegen zu müssen, in den er sich zwar hatte fügen gelernt, der ihm aber immer noch von Grund aus zuwider war. Glücklicherweise wurde er nach seiner Rückkunft sofort angehalten, seiner Wehrpflicht Genüge zu leisten. Zu den Scharfschützen, dieser, zumal in jenen Tagen, nationalsten Truppe unseres Heeres, fühlte er sich am meisten hingezogen. Als Scharfschütz machte er auch das große Lager von Wohlen mit. Da wurde plötzlich der Soldatengeist so übermächtig in ihm, daß er nach und nach alle Hindernisse: den Brodkorb und den Onkel und den Vormund, überwand und ihm endlich die Erlaubniß erwirkte, eine Anstellung in preussischen Diensten suchen zu dürfen.

Das war nun allerdings kein außergewöhnliches Schauspiel, einen jungen Schweizer in fremde Dienste treten zu sehen. Die engen Marken unseres Vaterlandes, die bescheidenen Verhältnisse unseres Gemeindewesens, die lange nicht ausreichen, um jeder Kraft auch das ihr entsprechende Arbeitsfeld anzuweisen, vor Allem aber die Tapferkeit und der Thatendrang unseres Volkes hatten schon seit Jahrhunderten Viele bewogen, auf kürzere oder längere Zeit die Heimath zu verlassen, nach einem erweiterten Wirkungs-

freise sich umzuschauen, und dann in der Fremde zu beweisen, was schweizerische Treue und Tüchtigkeit zu leisten im Stande sei. Wohl wissen wir, welche großen Nachtheile, insonderheit seit den Burgunderkriegen, mit dem sogenannten „Reißlaufen“ verbunden waren, und wie dadurch die Eidgenossenschaft mehr denn einmal in die bedenklichsten Verlegenheiten verwickelt wurde. Aber über jene ganze große Schaar, die häufig aus den ehrenwerthesten Beweggründen und nicht ohne nassen Blick von dem heimischen Herde sich trennten, um auswärts ein anständiges Auskommen zu finden, oder Fähigkeiten sich anzueignen, die sie später im Dienste des Vaterlandes zu verwerthen hofften — über jene ganze große Schaar, aus welcher wahre Zierden unseres Geschlechts hervorgegangen sind, ohne Weiteres das Verwerfungsurtheil auszusprechen, kann entweder nur Mangel an Kenntniß der Lage und Gewohnheit der damaligen Zeit oder eine blinde Parteiliebe leichten.

Hahn wandte sich also nach Preußen. Hatte doch nicht lange vorher der Sohn des bernischen Schultheißen von Wattenwyl auch dort seine militärische Laufbahn begonnen; und sehr wahrscheinlich, daß die ruhmgekrönten Feldherrn der Freiheitskriege, daß ganz besonders der kürzlichst verstorbene Blücher — eine Natur, die mit Hahn mehr denn einen Vergleichungspunkt darbietet — auf unsern kampfeslustigen Jüngling einen gewissen Zauber ausübten.

In mehreren gedruckten Mittheilungen, die seiner Zeit über General Hahn erschienen, liest man die Notiz, daß Hahn nun Aufnahme in der königlichen Kadettenschule zu Berlin gefunden und sich daselbst durch Talent und Fleiß ausgezeichnet habe. Möglich wäre dies an und für sich schon,

aber merkwürdig ist, daß ich Hahn über diese Kadettenzeit niemals sich äußern hörte, daß er mir vielmehr in einem Briefe vom August 1865 mittheilte: „Ende 1821 trat ich in preussische Militärdienste, und zwar in das rheinische Schützenbataillon in Wehlar. Dieser dreijährige Aufenthalt gehört zu den angenehmsten und frohesten Rückerinnerungen meiner sonst trüben Jugendzeit.“*)

Uebrigens so ganz ungetrübt und froh durfte Hahn seine Tage zu Wehlar doch nicht zubringen. Zwar nahm das Garnisonsleben seinen völlig normalen Verlauf, auch wußte sich Hahn bald Achtung und Anerkennung zu verschaffen und avancirte nach und nach bis zum königlichen Schützenlieutenant. Allein dieses Wehlar, das 50 Jahre früher einem Göthe „die Leiden des jungen Werthers“ abgepreßt, sollte nun auch für unsern warmblütigen Schweizer auf ähnliche Weise verhängnißvoll werden. Der Lieutenant Hahn, ein hübscher, kräftiggewachsener junger Mensch von aristokratischen Manieren, wurde bald in den höhern Kreisen der Stadt sehr gerne gesehen. Man fand in ihm einen angenehmen Gesellschafter, und die jungen Damen waren besonders entzückt, in ihm einen ganz ausgezeichneten Tänzer entdeckt zu haben. Als er einst, man konnte sagen in prophetischem Geiste, bei „lebenden Bildern“ einen griechischen Helden, den Achilles, darstellte, soll er lange Zeit zu Wehlar der Löwe des Tages gewesen sein. Da geschah es auch, daß ein Fräulein, und es war gerade das hübscheste, das geistreichste und vornehmste von Allen, dem schmucken Lieutenant ziemlich unverholen ihre besondere

*) Hiemit stimmt auch die kurze, aber genau geführte Chronik der Familie Hahn überein, mit dem Unterschied jedoch, daß der 19. Sept. 1822 als Tag der Abreise nach Wehlar verzeichnet steht.

Gewogenheit bezeugte. Das Herz des Lieutenants war auch nicht von Stein, und schon wiegte man sich in tausend süßen und schönen Träumen. Aber die Frau Mutter hatte es anders beschlossen, und der höhere und Hahn vorgesetzte Offizier, welcher am entscheidenden Orte natürlich den Vorrang besaß, ließ es dem Rivalen gegenüber, den er zwar mit Geringschätzung behandelte und doch gewaltig fürchtete, an Plackereien aller Art natürlich nicht fehlen; — und unser gute Hahn sah sich wieder einmal in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Da nun obendrein bei dem politischen Zugwind, der dazumal von Wien her durch Deutschland strich, für einen Schweizer und zumal für einen Berner keine Hoffnung auf Avancement sein konnte, so wird es unserm Lieutenant Niemand verargen, daß er im Jahre 1824 seine Entlassung aus dem preussischen Dienste anbegehrte, welche ihm dann auch auf ehrende Weise zu Theil wurde.

Den 2. Mai 1824 langte Hahn wieder im Kreise der Seinigen an, ward bald darauf dem Herzog von Calvello, der behufs einer Militärkapitulation mit Neapel gerade in Bern anwesend war, durch den Beistand seiner Mutter vorgestellt und erhielt von ihm unter Handschlag die Stelle eines Oberlieutenants zugesichert. Es ist aber bekannt, wie entsetzlich lang diese Kapitulationsangelegenheit sich hindehnte, ja daß sie erst im Jahr 1828 ihre völlige Vereinigung fand.*) So sah sich Hahn zu einer Zeit unthätigen Wartens verurtheilt. Nicht wissend um welche Stunde er sein Aufgebot erhalten könne und seine Abreise als sehr nahe bevorstehend erachtend, hielt er es für unrathsam und überflüssig, sich mittlerweile nach einer ernsten

*) Vergleiche Fischer: R. von Wattenwyl, S. 505—518.

Beschäftigung umzusehen. Dadurch kam er unvermuthet in's Pflastertreten und in ein ziemlich lustiges und lustiges Leben, dem der Geldbeutel nicht immer gewachsen war und das, wäre er ihm nicht bald entrissen worden, ihn, wie so manchen Anderen vor ihm und nach ihm, zum Bankerott nach Leib und Seele hätte führen müssen. Hahn hat später bei dem Rückblick auf jene Tage häufig ein strenges Gericht über sich ergehen lassen, aber auch Dem herzlichst gedankt, der noch im rechten Augenblick dem Sinkenden emporgeholfen. Natürlich fehlte es da an Vorwürfen und Strafreden von Seite der Verwandten und des Vormundes nicht. Einzig das Mutterherz, stark in jener Liebe, die Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet, erkannte in der Seele ihres Kindes jene köstlichen Saatkörner, die einst so schöne Früchte bringen sollten. Sie redete mit ihm ernst, aber freundlich; sie betete viel für ihn; sie allein besaß den Schlüssel zu seinem Herzen. Eines Tages, als der Vormund der Mutter wieder das Sündenregister ihres ungerathenen Sohnes vorlas, befand sich Hahn zufällig im Nebenzimmer und hörte deutlich, wie die Mutter zu dem Vormunde sprach: „Sehen Sie, Sie kennen den Emanuel noch gar nicht recht. Statt ihn immer auszuzanken, versuchen Sie es und nehmen Sie ihn einmal bei seinem Ehrgefühl. Sie werden mit ihm machen können, was Sie wollen.“ Als der Vormund fort war, eilte Hahn hinüber und sagte tiefbewegt: „Mutter, du hast wahr gesprochen und ich will von nun an ein besserer Mensch werden.“

Und jetzt sollte auch das Schifflein, das sich bisher etwas unstät umhergetrieben, in seine rechte Strömung gebracht werden, um hernach als stolzes und mit Siegeswimpeln versehenes Fahrzeug vor aller Welt sich zu zeigen.

Denn um eben diese Zeit tönte ein Nothschrei nach dem andern herüber aus dem nach nationaler Unabhängigkeit ringenden Griechenland. Die Gemeinsamkeit des Glaubens, die neuen und unerhörten Grausamkeiten, deren sich der alte Erzfeind der Christenheit schuldig machte, die Heldenthaten des bedrängten Volkes, welche an die rühmlichsten Tage des alten Hellas erinnerten, die Vorliebe, die alle Humanisten für jenes Stück Erde immerdar in sich tragen werden und bei uns die Theilnahme, welche der Schweizer allen edlen Freiheitsbestrebungen je und je zuwendet, erweckten trotz der Verdächtigungen der Diplomatie, die erschreckt durch gleichzeitige Vorgänge in Piemont, Neapel, Spanien und Portugal in dem ganzen Kampfe nur demokratische Wühlereien erblickte, und trotz der vielen Blößen, welche sich die Griechen durch ihre Uneinigkeit, ihre Unzuverlässigkeit und gemeine Selbstsucht hie und da gaben, eine ungeheure Sympathie im ganzen Abendlande. Allüberall bildeten sich Griechenvereine, welche für Unterstützung der Unglücklichen sorgten und zur Fortsetzung des Aufstandes Geld, Munition, Vorräthe und Mannschaft herbeizuschaffen sich bestrebten. Unter diesen Griechenvereinen nahm Genf mit seinem Gynard wohl die erste Stelle ein. In Bern war der Boden für die Sache entschieden ungünstiger.*) Allein den ganz erstaunlichen Anstrengungen eines Spitalverwalters Otth, eines Fetscherin und Anderer gelang es endlich doch, die von Natur etwas starre Masse allmählig in Fluß zu bringen; und es ist wirklich erhebend, aus den Akten des Vereins zu ersehen, wie von Schulkindern aus den entlegensten und ärmsten Gegenden des Kantons, von allen möglichen Beamtungen,

*) Siehe Fischer: N. von Wattenwyl S. 471 und 472.

Korporationen, Vereinen und Privatpersonen recht erfreuliche Summen gespendet wurden, um der Noth eines fernen und fremden Volkes abzuhelpen. Konnte doch der bernische Griechenverein seine Rechnung mit einem Ergebniß von 30,638 Fr. a. W. beschließen. Mag immerhin dieser Begeisterung manch' Unklares angehaftet haben, mögen immerhin diese Gaben nicht jedesmal zu würdigen und dankbaren Empfängern gelangt sein: ein schönes, ein erhebendes Blatt wurde gleichwohl in die vielfach traurige Zeitgeschichte dadurch eingebunden, und stets wird, was da geschah, ein rührender Erweis christlicher Bruderliebe und einer für Freiheit und Recht einstehenden Gesinnung bleiben.

Daß das Herz unseres Hahn für die Griechen wärmer schlug, können wir bei seinem offenen, naturwüchsigen Wesen, bei seiner Abneigung gegen alle Schlechtigkeit und Tyrannei und bei dem heldenmüthigen Blute, das in seinen Adern floß, mit Bestimmtheit voraussetzen. Und ob nun auch ein naher Anverwandter, der eben aus der Türkei zurückgekehrt war, mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen den heiligen Eifer des Jünglings abzukühlen bemüht war: es half Alles nichts. „Auf nach Griechenland!“ hieß es in seiner Brust, und dieser Stimme vermochte er nicht zu widerstreben. Ja, es war Gottes Stimme, die ihm hiemit den Weg wies, den Er ihm vorgezeichnet und auf welchen hin Er ihn schon längst im Stillen, durch Glück und Unglück, vorbereitet hatte.

In der Frühe des 1. April 1825 *) nahm Hahn Abschied von seiner inniggeliebten Mutter. Es war ein ernster, ein feierlicher und für sein ganzes Leben ein entscheidender

*) So schrieb mir nämlich Hahn. Die Familienchronik setzt dafür den 2. Mai 1825.

Augenblick. Die Mutter hieß ihn niederknien und forderte ihm das Gelübde ab, ein tugendhaftes, gottwohlgefälliges Leben zu führen. Dann gab sie ihm ihren Segen, indem sie ihm die Hand auflegte und über ihn betete. Hahn sagte hernach: Es sei ihm gewesen, als ob ein neuer Geist in ihn gedrungen wäre. Ewig unvergeßlich werde ihm diese gesegnete Stunde bleiben; diese Stunde, der er alles Glück und alles Heil zu danken habe, das ihm in der Folgezeit geworden sei.

Alles sein Hab und Gut im Tornister am Rücken tragend, aber überreich sich fühlend durch den ihm gewordenen herrlichen Muttersegen und voll ungestümen Verlangens, einer gerechten und heiligen Sache dienen zu dürfen, wanderte Hahn guten Muthes dem St. Bernhard zu. Von der Stimmung, die ihn dazumal beherrschte, mögen wohl am besten die nachfolgenden Worte Zeugniß geben, die ich als Auszug aus einem seiner Briefe auf einem Flugblättchen, leider ohne nähere Angabe des Zusammenhanges gefunden. Er schrieb: „Seien Sie gesaßt, liebe Mutter, auf Alles, was einem Soldaten widerfahren kann. Dem Schweizernamen werde ich keine Schande machen! Denn ich will darnach geizen, das Blut der Winkelriede mit dem der Leoniden zu vereinigen. Lebt wohl!“

Ein furchtbares Schnee-Unwetter, in das er am St. Bernhardsberge gerieth, würde ihm sicherlich verderblich geworden sein, wenn nicht einer jener treuen Hunde des Klosters zur rechten Stunde erschienen und ihm den Weg gewiesen hätte. Von den ehrwürdigen Vätern wurde er um so freundlicher aufgenommen, als einer aus ihnen in dem jugendlichen Wanderer den Sohn des Mannes erkannt hatte, dem er selbst wesentliche Wohlthaten verdanken mußte. Sogar ein St. Bernhardsshund wurde

Hahn zum Geschenke anerbieten, den er aber, ungewiß wie er nur sich allein werde durchbringen können, natürlich ausschlug. Ohne weitere Abenteuer gelangte er von da durch Oberitalien nach Livorno, wo er von einem Griechen, Namens Balbi, den er als den edelsten und aufrichtigsten Menschenfreund, welchen er kenne, bezeichnet, und namentlich von dem schweiz. Konsul, Herrn G , mit Aufmerksamkeiten und Liebe überhäuft wurde. Hahn schrieb am 12. Juni 1825 seiner Mutter ganz entzückt, wie Herr G ihm alle Tage es wiederhole, nicht genug für ihn thun zu können, um einen kleinen Theil von der großen Schuld abzutragen für all' das Gute, das er von seinem Vater und im Hause seiner Großeltern genossen. Allein schon nach Jahresfrist sollte Hahn es, wie wir dann sehen werden, bitter genug erfahren, daß es, wie die Schrift sagt, nicht gut ist, sich auf Menschen zu verlassen.

Hier wäre nun der Ort, Hahn selbst redend einzuführen; denn hier beginnen seine Memoiren über die Jahre 1825—1828 seiner Bethheiligung an dem griechischen Befreiungskampfe, die er aus Briefen und andern Notizen unter der anspruchlosen Form von „Mittheilungen eines Waffengefährten an seine Mutter“ schon Ende der 20er oder zu Anfang der 30er Jahre in drei längeren Schreiben zusammengestellt hat. *) Allein ehe wir zu Hahn's Manuscript übergehen, das ich mit Ausnahme einzelner weniger stylistischer Modifikationen, wortgetreu wiedergeben und nur mit den allernothwendigsten Anmerkungen versehen werde, schien es mir nicht ganz un-

*) Zur rechten Beurtheilung der Memoiren wolle man also erwägen, daß nicht Hahn der „General“, sondern vielmehr Hahn der „Lieutenant“ ihr Verfasser ist.

passend, für diejenigen Leser, die mit dem griechischen Unabhängigkeitskampfe nicht näher vertraut sein sollten, die Lage der Dinge bis zu jenem Augenblicke, da Hahn in das großartige Drama mit eingreift, durch ein paar Striche zu zeichnen.

Die Freiheitsbestrebungen, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ganz Europa erschütterten, hatten auch in Griechenland, das längst in einer, wenn auch nicht gerade drückenden, so doch widerrechtlichen und unwürdigen Abhängigkeit von den Türken gestanden, ihr Echo gefunden. Der Thessalier Rhigas entzündete mit seinen Freiheitsliedern *) die Gemüther und stiftete die „Hetärie“, einen Geheimbund, der die Abschüttelung des fremden Joches bezweckte und seine Mitglieder bald zu Tausenden zählte, besonders, als er zur Zeit des Wienerkongresses durch neue geistige Elemente erfrischt und gehoben wurde. In ihren abgeschlossenen Thälern lebend, der Jagd und auch dem Räuberhandwerk mit Leidenschaftlichkeit ergeben, war die Bevölkerung Griechenlands selbst durch eine Jahrhunderte andauernde Sklaverei noch nicht ganz entnervt und abgestumpft worden. Auf den Inseln trieb sich vollends ein kühnes und seetüchtiges Volk, das mit seinen 600 Schiffen und etwa 2000 Matrosen nicht zum geringsten Theil den Handel der Levante vermittelte. In größern Küsten=

*) So sang man ihm überall, zu Berg und Thal, wo irgend Griechen zusammenkamen, nach:

„Hervor Palikaren! nicht länger geträumt,
Wie die Reuen, in Klüften und Engen;
Nicht länger in öden Verstecken gesäumt,
Die Sklavenketten zu sprengen.

Ein Tag der Freiheit viel mehr ist werth,
Als hundert von Jahren mit Ketten beschwert.“

städten des Orients, wie in Smyrna und vorzüglich zu Konstantinopel, gab es überall angesehenen Griechenkolonien, die sich sowohl durch bedeutende Reichthümer, wie auch durch höhere Bildung auszeichneten.

Als deshalb zu Anfang des Jahres 1821 Alexander Ipsilanti mit seiner heiligen Schaar von der Moldau aus das Zeichen zum Kampfe gegen die Unterdrücker gab, griff der Aufstand fast gleichzeitig in ganz Griechenland um sich. Zwar wurde Ipsilanti vom russischen Kaiser, auf den er gezählt, im Stiche gelassen, das Komplott, das Konstantinopel in die Hände der Griechen bringen sollte, durch einen Mitverschwornen verrathen, und unter den armen Fanarioten *) ein scheußliches Blutbad angerichtet. Allein der Sultan, von mehr denn einer Seite her hart bedrängt, hatte gebundene Hände und konnte das siegreiche Vordringen der Griechen nicht hindern. Schon zu Anfang des Jahres 1822 erklärte die provisorische Regierung, an deren Spitze der gewandte und kräftige Maurokordatos stand, durch das „organische Gesetz von Epidaurus“ die Unabhängigkeit Griechenlands, lud aber dadurch, daß sie sich zu einer republikanischen Verfassungsform bekannte, das Odium aller abendländischen Kabinette auf sich. Als endlich Mahmud II. seit Februar 1822 seines Hauptgegners, des furchtbaren Ali Pascha von Janina, entledigt war, bot er nun Alles auf, um die empörten Griechen wieder zu unterwerfen.

Mit muselmännischer Grausamkeit wurde gewüthet, und die größere Einheit in den Bewegungen auf Seiten der Türken brachte die Griechen in wesentliche Nachtheile.

*) So hießen die das Quartier Fanar bewohnenden, meist vornehmen Griechen zu Konstantinopel.

Erlitt doch in der Schlacht zu Beta (16. Juli 1822) die Hauptmacht des griechischen Landheeres in Folge der Tollkühnheit der Philhellenen und eines an und für sich höchst unbedeutenden Zwischenfalls eine vollständige Niederlage und gingen um diese Zeit mehrere der wichtigsten Punkte den Griechen verloren. Aber mit merkwürdiger Energie sammelten sich die oft Zerstreuten und bitter Entzweiten, wenn es noth that, je und je wieder, und heute besiegt, triumphirten sie schon morgen als Sieger. Fünfmal wurde bei den Thermopylen glücklich gekämpft. Athen, Corinth, Napoli di Romania*) ward erobert. Die größten Wunder der Tapferkeit verrichteten aber die Ipsarioten und Hydrioten, die unter den Kanaris, Bapinis, Miaulis, einer Bobolina und Andern die türkische Flotte zu wiederholten Malen der Vernichtung nahe brachten und z. B. für die auf Chios verübten Greuel eine furchtbare Genugthuung sich verschafften. So kam denn der Sultan zu der Einsicht, daß er mit seinen eigenen Kräften nicht mehr Herr der Bewegung werden könne. Er mußte sich daher trotz innern Widerstrebens entschließen, seinen ihm schon viel zu mächtig gewordenen Vasallen, Mehemed=Ali von Aegypten, um seinen Beistand anzurufen. Der schlaue und ehrgeizige Pascha ließ sich nicht zweimal bitten. Nachdem er sich Kandia und Cypern für seine Dienstleistung ausbedungen, schickte er seinen Adoptivsohn, den grausamen

*) Napoli di Romania, jetzt gewöhnlich *Nauplia*, die festeste Seestadt Griechenlands, mit einem Hafen, der 600 Schiffe zu fassen vermag und beherrscht von drei mächtigen Forts, liegt auf einer schmalen Halbinsel im Hintergrunde des Meerbusens von Argos, und war seit 1824 Sitz der griechischen Regierung, bis König Otto im Dezember 1834 Athen zur Landeshauptstadt erhob.

Ibrahim Pascha, mit einer ansehnlichen Flotte und etwa 20,000 trefflich eingeübten Landtruppen gegen die Griechen. Ibrahim landete nach längerer Verzögerung, den 24. Febr. 1825, bei Modon, eroberte bald das feste Navarin und begann nun seine Verheerungszüge durch ganz Morea. Um eben diese Zeit rückte auch von Norden der Großwezir Reschid Pascha mit 40,000 Türken heran und lagerte sich im April 1825 vor Missolonghi, um diesen für den Aufstand so bedeutsamen Punkt womöglich zu gewinnen.

Die Noth des Augenblicks hatte zwar die erbärmlichen Eifersüchteleien und Fehden der griechischen Anführer etwas in den Hintergrund gedrängt und Auftritte, wie man sie bei der zweiten Nationalversammlung (zu Argos 14. Mai bis 18. April 1823) gesehen, kamen für einstweilen nicht mehr vor. Auch das Abendland verdoppelte seine Anstrengungen. Die Griechenvereine sandten reichliche Hülfsgelder und, was mehr war, tapfere Soldaten und tüchtige Offiziere, wie Normann, Stanhope, Boutier, Fabvier, Heidegger und Andere. Selbst Englands gefeiertster Dichter, Lord Byron, stellte den Freiheitskämpfern nicht nur sein Gut und seine Muse zur Verfügung, sondern trat selbst mitten in ihre Reihen. In London wurde sogar ein griechisches Anleihen im Betrage von 800,000 Pfd. St. zu Stande gebracht, das aber nach Abzug der $56\frac{2}{3}$ Prozent Provisionskosten dem hülfbedürftigen Volke freilich nur 348,000 Pfd. St. abwarf.

Dennoch war die Lage kritisch genug und für Viele war der baldige Sieg der türkisch-ägyptischen Waffen eine ausgemachte Sache. Unter solchen Umständen nach Griechenland zu ziehen, das erforderte ein mehr als gewöhnliches Maß persönlichen Muthes und einen starken Glauben in die Macht des Rechtes und der Wahrheit. Das aber

war gerade der Stand der Dinge, als Hahn im Begriffe stand, nach Hellas sich an Bord zu begeben. Möge er selbst nun über seine weiteren Schicksale uns Auskunft ertheilen. *)

Erster Brief.

Theure Mutter.

In Livorno trug Alles bei, mir meinen kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auch genoß ich mit gierigen Zügen, was mir das gebildete und gesittete Europa darbot, indem mir meine Ahnung sagte, daß ich dies Alles auf lange Jahre werde entbehren müssen. Auf dem griechischen Rauffahrer Eufurg schiffte ich mich mit meinem Reisegefährten ein. Ein frischer Wind schwellte die Segel, welche mich immer mehr von meiner Heimath und meinen Lieben entfernten. Nach einer Fahrt von 35 Seemeilen fuhr unser Schiff mit einer solchen Gewalt auf eine unter dem Wasser befindliche Klippe, daß Viele auf dem Verdecke niedergeworfen wurden. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr entstand auf dem Schiffe, woselbst Hunde und

*) Zu den folgenden Anmerkungen des Herausgebers wird, um unnöthige Wiederholungen zu ersparen, neben andern verbreiteteren Geschichtswerken gleich hier als Hauptquelle bezeichnet: Gerwinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts. Bd. 5 u. 6.